

Nr. 92. Bromberg, den 12. Mai 1927.

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(3. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

Inspektor Ehrngruber war heute guter Laune. Das war er eigentlich meist, aber heute war er es in besonderem Maße, denn Fräulein Grit hatte ihm versprochen, sich von ihm das ganze Gut zeigen zu lassen, das sie noch nicht kannte, denn sie war über ein paar Kilometer noch nicht hinausgekommen, die sie mit dem Baron zu Fuß zurücklegte, wenn sie abends nach Tisch noch ein wenig spazieren gingen.

Inzwischen hatte sie auf seinen Rat von Ehrngruber Reitunterricht erhalten, da Herr von Eggebrecht behauptete, jede Dame auf dem Lande müsse reiten können, und zudem wünschte er, daß sie ihn hin und wieder begleite. Er war zwar lange nicht mehr geritten, ließ sich aber seit Wochen dann und wann seinen Schimmel satteln, auf dem er im Schritt oder leichten Trab über die Felder ritt.

Als sie noch beim Frühstück saßen, kam Ehrngruber schon herein und meldete wie ein Schauspieler, der zum ersten Male auftritt, aufgeregt: „Herr Baron, die Pferde sind gesattelt."

„Na, denn man los", sagte der Hausherr und erhob sich, um die „Abfahrt", wie er sagte, beaugenscheinigen zu können.

Grit sah in ihrem Reitanzug — sie ritt selbstredend im Herrensattel — einfach entzückend aus, und der Baron sagte nicht zu viel, wenn er behauptete, noch niemals eine elegantere Reiterin gesehen zu haben.

„Bringen Sie Fräulein Grit nur heil wieder", mahnte er den Inspektor.

„Darauf können sich Herr Baron verlassen", war die Antwort.

Sie ritten zuerst zur Mühle, die etwa eine halbe Stunde entfernt lag. Anfangs im Schritt, später versuchten sie einen leichten Trab, und es ging sehr gut.

Grit saß fest im Sattel, das Reiten machte ihr Spaß, und sie wäre am liebsten losgaloppiert, aber eine gewisse Scheu hielt sie davor zurück.

Der Inspektor war besorgt um sie, wie um ein kleines Kind, das zum ersten Mal auf die Straße geführt wurde. Dabei erklärte er unaufhörlich Dinge, die sie gar nicht interessierten. Es war ihr im Grunde ziemlich gleichgültig, daß und warum man auf diesem Acker nach drei Jahren wieder Roggen säen mußte, nachdem vorher Weizen drauf gestanden hatte, oder weshalb ein Stück Land, um sich zu erholen, einen ganzen Sommer über brachliegen mußte und als Weideland diente. Auch konnte sie den modernen landwirtschaftlichen Maschinen kein gesteigertes Interesse abgewinnen, da sie nicht damit rechnete, ihr Leben lang auf einem Gut zu bleiben, aber Ehrngruber war unermüdlich.

„Sehen Sie drüben die Reihe Bäume? Ja? Das ist die Chaussee nach Birkenwaldheim, sie ist gleichzeitig die Grenze unseres Gutes."

„Und dahinter?" fragte sie gleichgültig.

„Da beginnt das Besitztum des Herrn Makkentin."

Ihr Pferd schien zu scheuen, denn es bäumte sich plötzlich hoch. Ehrngruber fiel ihm geschickt in die Zügel und drückte es wieder herab.

„Passen Sie auf, Sie dürfen die Sporen nicht geben, wenn kein Grund vorliegt", schrie er, und man las ihm die Angst um ihr Leben deutlich vom Gesicht.

„Wie sagten Sie, heißt der Herr?"

„Welcher Herr?" fragte Ehrngruber erstaunt, der sich gar nicht entsinnen konnte, von einem Herrn gesprochen zu haben.

„Dem das Gut dort gehört!" sagte sie ungeduldig und hart.

„Makkentin! Kennen Sie ihn nicht? Der bekannte Industrielle, der doch stadtbekannt ist. Hat sich das Ding vor Jahren zugelegt, als Grund und Boden spottbillig waren."

Sie machte ein Gesicht, als rede er von Dingen aus einer anderen Welt.

„Na, Sie werden doch den Namen Makkentin mal gehört haben?"

„Nein", sagte sie, „woher auch?"

Kurz darauf waren sie an der Mühle, die halb verfallen dalag. Man brauchte sie nicht mehr, Mehl wurde schneller elektrisch gemahlen, Bretter schnitt man in der Stadt für den halben Preis. So hatte sich der Grenzwächter, der hier in der Gegend Wache hielt, mit Frau und Kind nur einige Stuben notdürftig hergerichtet. Er kam heraus und begrüßte den Inspektor, ging ein Stück neben den Pferden her und brachte einige Wünsche vor, die er hatte.

Ehrngruber versprach Abhilfe, schlug dann einen Trab an, und so gelangten sie in den Wald. Sie ritten an einer Reihe von Seen vorbei, die völlig versumpft waren, von Schilf voll bestanden und nur in der Mitte eine freie Wasserfläche aufwiesen.

„Warum läßt man das alles so verkommen?" fragte sie. Es war die erste Frage, die sie an ihn richtete.

„Verkommen? Sie sind im Irrtum, das geschieht mit voller Absicht. Was sollen wir mit den Seen machen? Darin baden? Oder Kahn fahren? Dazu hat hier niemand Zeit. Aber, wenn wir sie lassen, wie sie sind, dann züchten wir hier Sumpfhühner, Schnepfen, Wildgänse und ähnliches Getier."

„Zu welchem Zweck?"

„Zum Abschießen und Aufessen."

„Ach so!"

Sie mußte lachen, und Ehrngruber lachte auch, aber er lachte nicht herzlich, er lachte wie ein Schuljunge, der drei mal eine falsche Antwort gegeben hat und nun froh ist, den Lehrer befriedigt zu haben.

„Wollen wir nicht mal galoppieren?" fragte sie plötzlich und begann ihr Pferd anzutreiben.

Ehrngruber war mit einem Satz an ihrer Seite.

„Geben Sie acht!"

Aber es ging wundervoll, sie jagten durch den Wald auf schmalen, weichen Pfaden, man hörte nichts als das dumpfe gleichmäßige Stampfen der Hufe und das leise Keuchen der Tiere. Nie hatte sie gewußt, daß Reiten etwas so Wunderschönes sei, und sie gab nicht nach, bis sie aus dem Walde herauskamen und nun in gestrecktem Galopp eine Anhöhe hinaufjagten. Oben angekommen hielten sie, sie klopfte ihrem Fuchs den Hals und gab ihm gute Worte.

„Haben Sie Zucker mitgenommen?" fragte er.

Als sie verneinte, griff er in die Tasche und reichte ihr ein paar Stücke, die sie weit vornübergebeugt dem Tier hinhielt, das sie eifrig erschnappte. Drunten im Wiesengrund sah man ein paar Leute bei der Arbeit, Ehrngruber erkannte, daß sie zum Gut gehörten, und bat um Verzeihung, er müsse einen Moment hinunter, den Arbeitern etwas anweisen. Ob sie sein Pferd so lange halten wolle? Sie

nahm die Trense seines Braunen und wartete, während er in langen Sprüngen den Abhang hinunterlief. Da hörte sie eine Stimme an ihr Ohr schallen.

„Sie halten Grenzwacht, Gnädigste?"

Ein Reiter hielt vor ihr, dem sie den Weg versperrte, ein eleganter großer Mann auf einem herrlichen Falben. Sie sah ihn unverwandt an, doch ohne ein Wort zu sagen.

„Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie kennen zu lernen", sagte er mit einer klaren metallischen Stimme, die nicht unangenehm berührte, gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: „Paul Makkentin."

Als er den Hut lüftete, sah sie, daß er einen gutgeformten, feingeschnittenen Kopf hatte, den Scheitel an der Schläfe und seitlich über den ganzen Schädel gekämmtes Haar. Sie war gar nicht überrascht, ihn hier zu treffen, ja sie hatte fast angenommen, daß er es sein müsse, und sie war nicht unangenehm berührt von seiner Erscheinung, aber sie neigte nur leicht das Haupt, ohne ein Wort zu erwidern.

Das also war der Mann, der Bert Alcolm so schlecht behandelt hatte? Eigentlich sah man ihm das gar nicht an. Er schien übrigens gut über sie orientiert zu sein, vielleicht kannte er Ehrngruber, jedenfalls schien er zu wissen, wer sie war, denn er fragte ohne Umschweife, ob es ihr hier auf dem Lande gefalle, ob sie sich nicht einsam fühle und ob sie nicht lieber wieder zurück in das Leben und Treiben der Stadt wolle? Es könne doch für eine so ausnehmend hübsche und intelligente Frau nicht schwer sein, auch dort eine passende und ansprechende Beschäftigung zu finden. Sie gab keine Antwort, sondern sah sich nach ihrem Begleiter um, der gerade wieder den Hang heraufgekommen zu sein schien, denn er stand in einiger Entfernung, eilte aber sofort herbei, als sie ihn ansah.

Makkentin wendete sein Pferd und ritt grüßend von dannen, ohne ein Wort hinzuzufügen. Auch sie ritten jetzt zurück.

„Wissen Sie, wer das war?" fragte Ehrngruber eifrig.

„Nein, wie soll ich die Leute hier kennen, die einem in den Weg reiten?"

„Das war Herr Makkentin."

Sie machte ein hochmütiges Gesicht.

„So? Das war Herr Makkentin?"

Weiter nichts, und sie tat, als interessiere sie der Herr nicht im geringsten. Ehrngruber aber schien es, als habe sie sehr wohl gewußt, wer der Mann war und als sei sie gar nicht gleichgültig ihm gegenüber. Und er blieb einsilbig und wortkarg, bis er sie wohlbehalten wieder im Gutshof abgeliefert hatte.

Kreuzfeuer.

Als Bert Alcolm Rita erblickte, hatte er einen Moment den Gedanken: Umkehren auf der Stelle, nur hinaus aus diesem Haus, ehe es zu spät ist. Das Gefühl, man wolle ihn einfangen, zwang sich ihm mit Macht auf, und die ersten Eindrücke sind bekanntlich immer die besten.

Doch als sie nun auf ihn zukam, jung, hübsch, elegant, strahlend in ausgelassener Laune, da konnte er wieder nicht zurück, konnte nicht fortgehen, mußte ihr die Hand geben, so tun, als lernte er sie eben erst kennen, mußte Platz nehmen und sich unterhalten mit zwei Menschen, die ihm im Augenblick so völlig fremd waren, daß er vor sich selbst erschrak.

Später, in der Bank, ließ er sich die Bücher geben und vertiefte sich einige Stunden hinein. Da vergaß man am besten.

Er sah bald als erfahrener Kaufmann, daß es um die Firma Reinhold Amberg nicht zum besten stand und daß manche riskante Geschäfte in letzter Zeit gemacht worden waren, die ebensogut hätten schief gehen und zum Bankerott führen können.

Als er Herrn Amberg seine Meinung freimütig darüber sagte, meinte der, es seien schwere Zeiten, und man müsse ab und zu auch mal was riskieren, aber er sei eben ein alter Mann, und er freue sich, in ihm eine jünge tüchtige Kraft gewonnen zu haben, die derartige Todesritte, wie er sich ausdrückte, vermeiden werde.

Am Nachmittag verreiste Herr Amberg auf eine Woche, er wolle einen alten Freund besuchen, mit dem er wichtige Transaktionen vorzunehmen habe, sagte er. Alcolm fiel auf, daß er eben gesagt hatte, er sei ein alter Mann und wolle sich quasi vom Geschäft zurückziehen, und nun hatte er wieder große Pläne im Kopf. Aber diesmal behielt er seine Weisheit für sich.

Das Büro schloß um fünf, er klappte die Bücher zu, nahm Hut und Stock und trat auf die enge Gasse, die sich Mittelstraße nannte.

Draußen wartete Rita auf ihn.

„Sie sind überrascht?" fragte sie schelmisch.

„Durchaus nicht, ich hatte mir gedacht, daß Sie hier wären. Sicher wollen Sie Ihren Herrn Vater abholen, aber leider muß ich Ihnen mitteilen . . ."

Sie hing sich ohne Umschweife in seinen Arm.

„Dummer Mann Sie", sagte sie, „mein Vater ist verreist, das weiß ich so gut wie Sie. In meinem Leben bin ich noch nicht hier gewesen, ihn abzuholen. Auf Sie warte ich, fühlen Sie das nicht?"

Wie ein heißer Strom zuckte es durch seinen Körper, die Wärme ihrer weichen Haut teilte sich der seinen mit, unwillkürlich drückte er ihren Arm fester und mußte im Moment an eine Postkarte denken, die er am Vormittag erhalten hatte und auf der ihm das Detektivbüro mitteilte, daß es leider immer noch nicht gelungen sei, den Aufenthaltsort von Fräulein Margarete Hejermanns ausfindig zu machen.

Sie dirigierte ihn durch mehrere Straßen, und auf einmal standen sie vor den Schaufenstern der Firma Lisegang, welche für Herrenmoden tonangebend war.

„Was wollen wir hier?"

„Eine Krawatte erstehen, die Ihre ist schauderhaft. Verzeihen Sie den harten Ausdruck, aber es ist so."

Bert betrachtete seinen blauen Schlips mit roten Tupfen, den er stets für besonders schön gehalten hatte, aber er war nie mit der Mode ganz gleichauf gewesen, und wenn sie es sagte, mußte es wohl so sein. Rita schien bekannt zu sein in dem Geschäft, sie bemühte zwei Verkäuferinnen zur gleichen Zeit, ließ sich zahllose Krawatten vorlegen und wählte lange und mit großer Sachkenntnis. Woher sie die hat, dachte Bert, ihr Vater trägt doch nur recht verbotene Sachen. Endlich hatte sie eine gefunden, die sie für gut befand, er mußte hinter ein Wand treten und sie sofort umbinden. Allerdings, das mußte er zugeben, Geschmack hatte sie, denn sein alter Schlips hielt mit dieser Krawatte keinen Vergleich aus.

Grit hatte nie darauf geachtet, was er trug, sie fand ihn immer schön, aber schließlich war er doch kein Gott und brauchte auch Garderobe, um liebenswert auszusehen.

Allerdings war die neue Krawatte auch erheblich teurer, als die alte im Dutzend gewesen war, doch das war jetzt egal. Der Kavalier schweigt und zahlt, hatte Müllers Emil in der Schule immer gesagt, und der mußte es ja wissen. Als sie den Laden verließen, hatte er das Gefühl, vorher nicht menschenwürdig ausgesehen zu haben, und er war Rita direkt dankbar, daß sie ihn mit Gewalt gezwungen hatte, sein Äußeres zu verschönern.

„Ich möchte schrecklich gern mal Ihre Wohnung sehen", sagte sie plötzlich auf der Straße. „Ich habe noch nie gesehen, wie ein Junggeselle wohnt."

Wenn sie ihm das vor acht Tagen gesagt hätte, würde er auf der Stelle die Beziehungen zu ihr abgebrochen und sie verlassen haben. Jetzt war ihr Einfluß bereits groß genug, daß er gar nichts mehr dabei fand und nur einen Moment überlegte, ob auch aufgeräumt sei.

„Vielleicht nehmen wir auch ein paar Stück Kuchen mit, ich lasse dann eine Tasse Kaffee kochen", schlug er vor.

„Sie dürfen auch zwei Tassen kochen lassen, aber ich komme nur mit, wenn Sie mir versprechen, heute bei uns zu Abend zu essen."

„Aber Ihr Herr Vater ist doch verreist?"

„Nun, was schadet das? Glauben Sie, ich habe Angst vor Ihnen? Vor Ihnen? Da kennen Sie mich schlecht!"

Und sie ballte ihre kleine Faust und hielt sie ihm lachend vor die Nase, während ihre schwarzen Augen sich schnell und tief in die seinen bohrten.

Die beiden Zimmer, die Bert bewohnte, erwiesen sich als besuchsfähig. Sie waren bis in die letzten Ecken aufgeräumt. Rita klatschte in die Hände.

„Ach, haben Sie's hier nett!"

Sie setzte sich auf jeden Stuhl, warf sich auf die Chaiselongue, klimperte ein paar Takte auf dem Klavier, deckte zwischendurch den Tisch, nahm der Wirtin den Kaffee ab und wirtschaftete umher, als wohne sie seit Jahren hier.

Bert blickte erstaunt auf dieses Mädchen. Wie ganz anders war sie als Grit, die man lieben mußte, ja, die man allein lieben konnte. Aber Rita war begehrenswert, ja, das war das richtige Wort, man konnte sie nicht lieben, man begehrte sie. Und als habe sie seine Gedanken erraten, sprang sie plötzlich auf ihn zu, stellte sich, die Arme auf den Rücken verschränkt, daß ihre Gestalt sich straffte, vor ihm auf, trat ganz dicht an ihn heran.

Von ihm aber war jetzt der Bann gewichen, der auf ihm gelegen hatte. Er lachte nur, nahm sie wieder und wieder in den Arm und küßte sie, bis ihr der Atem verging und bis sie erschöpft auf einen Stuhl sank.

„So bist du?" lachte sie erstaunt, „stille Wasser sind tief!"

Dann tranken sie Kafee, wie sittsame Kinder, lachten sich an und sagten sich liebe Dinge ins Ohr . . .

Und am Abend, als er in ihrer Wohnung erschien, war sie in großer Toilette, in der Ecke am Kamin war ein

kleiner Tisch mit zwei Gedecken aufgestellt, er sah den Sekt auf Eis und den Kaviar im Block stehen. Sie aßen schweigend zuerst, dann sagte sie ganz unvermittelt:

„Hast du dich eigentlich nie gewundert, daß gerade mein Vater dir eine Stelle anbot?"

„Als er zu mir kam, wußte ich noch nicht, daß es dein Vater war, aber als ich dich sah, war ich sehr überrascht."

„Ja, denke dir, das war recht seltsam, und das muß ich dir unbedingt erzählen. Wir hatten uns kennengelernt, und ich wußte, daß dir das Unglück passiert war. Ich glaubte an deine Unschuld und wollte dir gern helfen, und da Vater jemanden wie dich gut gebrauchen konnte, schlug ich ihm vor, dich zu engagieren. Und als ich ihm das sagte, war er sofort einverstanden. Ich hatte mit seinem Widerstand gerechnet und mich auf einen kleinen Kampf direkt gefreut, er aber meinte, auch er habe schon daran gedacht, dich zu nehmen, da du ihm leid tätest und sicher unschuldig wärst."

„Zwei Seelen und ein Gedanke", lachte er, aber er glaubte kein Wort von dem, was sie sagte.

Frauen wie Rita müssen ab und zu lügen oder müssen immer lügen, es kleidet sie gut, sie brauchen es, warum sollen sie es also lassen? Sie ist reizend, wenn sie Dinge erzählt, die sie selbst nicht glaubt, dachte er, aber in erster Linie ist sie reizend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Andere.

Skizze von Lotte Tiedemann.

Immer wieder blickte er auf die kleine, silberne Uhr, deren schwarzes Ripsband sein feines, schmales Handgelenk umschloß. Nun wartete er schon dreißig Minuten, und seine Erregung steigerte sich mit jeder Sekunde. Was für ihn abhing von der nächsten halben Stunde! Hastig lief er um den kleinen, runden Tisch und musterte zum zehnten Male eingehend ein paar alte Kupferstiche, die an der Wand hingen. Bald kannte er das kleine, unpersönliche Wartezimmer in- und auswendig. Er trat ans Fenster. Unten vor der Haustür lief seine Frau mit aufgeregten kleinen Schritten auf und ab. Seine Unruhe wuchs, wenn er dachte, wie jede Faser ihres Herzens daran hing, daß sein Besuch beim Kapellmeister erfolgreich, daß er im Winterkonzert das Mendelssohnsche Violinkonzert spielte. Darin lag keine Überhebung, weder von ihm noch von ihr. Er war ein feiner Geiger, wie es wenige gab, und was konnte noch aus ihm werden, wenn er diesem Drang, diesem ewig Ringenden, nach Gestaltung Suchenden in seiner Seele Ausdruck zu geben vermochte, mit seinem Gefühl, das überströmend ihm entquoll, die Menge berauschte und emporriß zu einer Höhe, die er ahnte! Aber da war noch der Geiger, der im Orchester neben ihm saß; auch er wirkte an erster Stelle, schöpferisch wie er, nur weniger ruhelos, stiller, in sich gekehrter. Jener hatte ihm im Vertrauen erzählt, er hoffe zu spielen in diesem Winter, das gleiche Konzert im gleichen Saal. Der Musikdirektor habe es ihm schon im vorigen Winter versprochen, es sei so gut wie sicher. — Und nun lief er hin und hoffte dem Anderen zuvorzukommen, hoffte, der Dirigent habe sein Versprechen vergessen, hoffte über den Anderen hinwegzuschreiten, und unten seine kleine, heiß erregte Frau hoffte mit ihm. Er sagte sich tausendmal: „Kunst kennt keine Rücksicht, keine Freundschaft. Kunst fordert alles, vernichtet alles, verzehrt alles!" Aber ein Stachel blieb in seiner Seele.

„Bitte schön!" Die Tür öffnete sich, und seine Gedanken wurden unterbrochen. Der Dirigent stand auf der Schwelle.

„Ah, mein Lieber, kommen Sie näher!" und mit einer liebenswürdigen Handbewegung bat er den Geiger, Platz zu nehmen. „Was führt Sie hierher? Ah, sicher das Winterkonzert, ich habe Ihnen ja, soweit ich mich entsinne . . ." Er fuhr sich zerstreut durch die langen, schwarzen Haare und sah nach der Uhr. „Ich habe Ihnen ja schon unverbindlich Ihre Mitwirkung zugesagt, mir schwebt wenigstens sowas vor!"

Der Geiger verneigte sich höflich, innerlich dachte er: „Dem Anderen hat er es versprochen, nicht mir; am ratsamsten, zu schweigen!"

„Also", fuhr der Dirigent fort und war eigentlich jetzt erst mit seinen Gedanken bei der Sache, „dann legen wir uns fest!" Er holte Feder und Papier. Nun wurde der Geiger lebhaft, sprach und überlegte hin und her, und bald war alles vereinbart und unterschriftlich besiegelt.

Der Geiger empfahl sich und wurde an der Tür von seiner Frau empfangen. „Nun?" fragte sie, und in ihrem Blick lag die Spannung der Erwartung, aber um ihren kleinen, scharfen Mund schon alle Verzweiflung, alle Gehässigkeit im Falle einer Enttäuschung. — „Es ist geglückt!" stieß er hervor. Da hing sie an seinem Halse, lachte kurz und heftig, sprach und plante und küßte ihn wieder und immer wieder und riß ihn hinein in ihren seligen Taumel.

Erst nach wenigen Tagen sagte der Andere zu ihm beim Fortgehen aus der Probe: „Du hättest mir eigentlich sagen können, daß auch du vorhattest, zum Dirigenten zu gehen und ein Konzert abzuschließen. Sein Versprechen, mich spielen zu lassen, hat er scheinbar vergessen. Ich kann es dir nicht verdenken, daß du spielen willst, du hättest es mir aber erzählen können, als wir neulich davon sprachen!" und damit ging er. — Der Geiger murmelte etwas von: „Nicht mehr daran gedacht!" und sah dem Anderen nach, der scheinbar niedergeschlagen und langsam seines Weges ging. Er schämte sich einen Augenblick, aber dann dachte er an seine Frau. Sie hatte gesagt: „Beide spielen könnt Ihr nicht, also dann doch lieber du!" Und er straffte sich und ging hoch erhobenen Hauptes nach Hause. Und wie er so ging, dachte er, wie um sich zu rechtfertigen: „Der Andere hat eine stille, verinnerlichte Frau von seltener Güte. Sie ist nicht das ewig treibende Element, der ewig stachelnde Ehrgeiz, wie die meine." Und einen Augenblick war es ihm, als könnte er den Anderen fast beneiden; dann aber lächelte er mitleidig vor sich hin. — —

Der große Abend kam! Gegen Ende stand er im Glanze vieler Lampen, die Geige in der Hand, das Antlitz voll verhaltener Erregung. Er hatte wunderbar gespielt, sein innerstes Wesen in seinen Tönen verströmt, die hell und weich über den Häuptern der Menschen zerflossen. Die Menge jauchzte ihm entgegen. Wie im Nebel sah er in den ersten Reihen die flackernden Augen seiner Frau, die mit ihm stieg und fiel. Er hatte sich verausgabt wie noch nie. Immer wieder mußte er vortreten und sich verneigen. Blumen, Lorbeerkränze flogen ihm zu. Es dauerte lange, bis Ruhe eintrat und die letzte Programmnummer beginnen konnte. Er setzte sich erschöpft auf einen Stuhl, seitlich im Saal, wollte gern zugegen sein, wollte seine eigene, erregte Seele tragen lassen von der Orchestermusik, um später ruhig und gesammelt mit den Kollegen zu sprechen. Die Kollegen! Auch sie hatten Beifall gespendet, auch sie hatte er hingerissen, und eine heiße Welle von Glückseligkeit lief durch seine Glieder.

Er sah auf; sein Auge fiel auf den Spiegel an der gegenüber liegenden Wand. Mit seinem Glase konnte er gerade das Gesicht des Anderen sehen, der eigentlich heute spielen sollte. Ein mitleidiges Lächeln flog über sein Gesicht. Er preßte die noch vor Erregung zitternden Hände ineinander und sah wieder in den Spiegel, wollte sehen, ob der Andere finster und voll Haß vor sich hin brütete. Aber der Andere war mit seinen Gedanken gar nicht bei ihm, sondern über dessen Gesicht lag die verträumte Stimmung der Musik in erdentrückter Versunkenheit. Da haßte er den Anderen fast um dieses Friedens willen.

Nach Beendigung des Konzertes empfing ihn seine Frau, umgeben von vielen Freunden. Sie war überglücklich. Alles drängte sich an ihn, griff nach seinen Händen und dankte ihm. Aber ehe er in den Wagen stieg, sah er, wie der Andere, von seiner Frau empfangen, eine Melodie summend, nach Hause ging und hörte gerade noch, wie er begeistert sagte: „Er hat wirklich vollendet gespielt!"

Da wurde er für einen Augenblick still, bis ihn Frau und Freunde wieder in den Strudel der Unterhaltung hineinrissen. — Als er aber spät abends die Fensterflügel schließen wollte und zu den mit Sternen übersäten Himmel aufsah, dachte er wieder an den Anderen, und seine Lippen murmelten unhörbar: „Der Andere ist den Sternen doch näher als ich!" Denn im tiefsten Grunde seiner Seele war er ein edler Mensch.

Bräutigamsplantage und Hochzeitshain.

Auf der an der Ostküste Schleswigs gelegenen Insel Alsen besteht seit altersher eine „Bräutigams-Pflanzung". Sie ist eine Sehenswürdigkeit des Eilandes, die jeder Fremde mit Wohlgefallen betrachtet. Man muß sich diese eigenartige Anlage nun nicht so denken, als ob sich jede heiratslustige Maid ihren Bräutigam „aufziehen" konnte, vielmehr mußte jeder Jüngling, der die Absicht hatte, in den heiligen Stand der Ehe einzutreten, in der „Bräutigams-Pflanzung" eine gewisse Zahl von Bäumen pflanzen; die zur Erteilung des Heiratskonsenses nötige Verordnung lautete folgendermaßen:

> „Jegliche Mannsperson in den Holzdörfern, so sich zu verheiraten gedenket, soll vorher zehn junge Eichen pflanzen. Für jede fehlende Eiche soll sie eine Krone, für jede fehlende Buche eine halbe Krone zahlen."

Mit der Kontrolle über die Innehaltung dieser Vorschrift waren die Geistlichen betraut, und erst wenn dieser die Ausführung der Pflanzung oder die Zahlung der entsprechenden Buße bescheinigten, konnte das Aufgebot erfolgen. Die Ab-

…ung der Zahlung kam nur selten vor. Jeder Bursche rechnete es sich zur Ehre, die vorgeschriebne Zahl junger Bäumchen zu setzen. Die Folge davon war, daß mit der Zeit ein freundliches Eichen- und Buchenwäldchen entstand, das heute einen prächtigen Wald bildet. Obgleich die Jünglinge von Assen schon seit etwa 150 Jahren von diesem forstlichen Befähigungsnachweis befreit sind, hat die Bezeichnung „Die Bräutigamspflanzung“ sich bis heute erhalten.

Ein Gegenstück zu dieser Plantage bietet der Hochzeitshain des fränkischen Dörfchens Streichental, unweit dem idyllischen Herrgottstal. Oberhalb der Ortschaft, auf dem sogenannten „Gemeindewasen“, befindet sich ein Eichenhain, gebildet aus alten Eichenbäumen. Der Hain gilt als unverletzlich; niemals darf ein Baum zu Nutzholzzwecken aus ihm geschlagen werden. Er steht in seiner herrlichen Kraft wie ein einziges urteilbares Ganzes; seine Entstehung ist folgender Sitte zu verdanken: Dachte ein Jungbauer aus der Gegend um Streichental daran, sich ein eigenes Haus zu zimmern, so erhielt er aus dem nahen Gemeindewald das notwendige Holz ohne Berechnung. Freite er zu gleicher Zeit, dann pflanzte er zur Erinnerung an diesen wichtigen Schritt seines Lebens auf dem „Wasen“ eine „Hochzeitseiche“. So hat nicht nur der Hain als Ganzes, sondern auch jeder einzelne Baum seine Geschichte; heute wissen die alten Bauern von Streichental von diesem oder jenem knorrigen Riesen zu erzählen, den sie selber, der Vater oder Großvater selig als junges Reis gesetzt haben.

Die „jungen Riesen“ des Hochzeitshains haben auch schon über ein halbes Jahrhundert hinter sich. Nach ganz jungen Bäumen hält man vergeblich Umschau. Der Jungbauer von heute denkt leider nicht mehr daran, beim Freien den Hain um ein Eichenreis zu vermehren. Freilich bekommt er auch nicht mehr, wenn er sich seine Wohnstatt errichten will, das Holz dazu gratis. Jedenfalls hat heute noch das reizvolle Dörfchen mit seinem Hochzeitshain ein Naturkleid von seltenem Reiz.
A. F.



Bunte Chronik



* **Pola Negri — Prinzessin.** Pola Negri, deren Eintreffen in Paris wir kürzlich berichtet haben, hat sich am 5. Mai mit dem Prinzen Serge Divani in Paris vermählt. In Kürze wird sie sich mit ihrem Gatten nach Hollywood zurückbegeben.

*

***Die Schiffe des Caligula sollen freigelegt werden.** Es ist ein eigener Schleier des Geheimnisses, der um die „schwimmenden Paläste“ des Caligula gebreitet ist, diese Luxusschiffe, die der römische Kaiser um das Jahr 40 n. Chr. erbaut hat und die nunmehr seit fast 19 Jahrhunderten unter den Wassern des Nemisees verborgen ruhen. Dieses Geheimnis soll nun endlich gelüftet werden, denn die italienische Regierung ist im Begriffe, energische Maßnahmen zu ergreifen, um die Schiffe in nächster Zukunft an das Tageslicht zu befördern. Diese Aufgabe ist insofern nicht einfach, als man befürchten muß, durch Hebung der Schiffe ihre gewiß durch die Jahrhunderte sehr angegriffenen Überreste vollends zu zerstören. Darum hat man zu einer Methode gegriffen, die zwar bedeutend kostspieliger ist und längere Zeit beansprucht, dafür aber die größte Schonung dieser einzigartigen historischen Denkmäler gewährleistet; man will nämlich die Wasser des Nemisees absenken und zwar durch einen Kanal, der den Nemisee mit dem Albanersee verbindet. Da dieser letztere tiefer gelegen ist, die Schiffe aber sich nahe am Ufer, also an einer verhältnismäßig flachen Stelle befinden, kann man auf diesem Wege die vollkommene Freilegung der Schiffe erreichen. Von dem Albanersee wird aber das Wasser weiter nach dem Meere abgeleitet. Die Unkosten, die diese Arbeiten verursachen werden, schätzt man auf etwa 8 Millionen Lire. Nun bliebe noch die Wiederauffüllung des Nemisees, doch diese will man der Zeit, den natürlichen Niederschlägen und der Quellwirkung überlassen. — Man kann sich denken, daß man in Gelehrtenkreisen und zwar gleicherweise den Archäologen, Historikern und Künstlern mit Spannung dem Ende dieser Freilegungsarbeiten entgegensieht, die etwa 4 bis 6 Monate in Anspruch nehmen dürften. Es handelt sich um zwei Schiffe, ein größeres, mit allem in jenen Zeiten denkbaren Luxus ausgestattetes, das Caligula in der Mitte des Sees befestigen ließ, und ein kleineres, etwas einfacheres, das dazu diente, den Kaiser nach seinem „schwimmenden Palast“ zu befördern.

*

* **Ostindische Rieseneidechsen.** Anläßlich einer Versammlung der Londoner Zoologischen Gesellschaft zeigte kürzlich Lord Rothschild ein naturgetreues Modell einer Rieseneidechse von der Insel Komodo in Niederländisch-Indien und berichtete einiges von den jüngsten Forschungsergebnissen über dieses seltsame Reptil. Annähernd auf 2000 Stück wurde vor einiger Zeit der Bestand an diesen Riesentieren auf Komodo von Forschern, die diese Insel bereisten, geschätzt. Im allgemeinen beträgt die Körperlänge der Rieseneidechse nicht mehr als drei Meter, doch fand man vereinzelt auch Exemplare von über vier Meter Länge. Von den bisher bekannten 400 Gattungen mit über 1900 Arten, die in etwa 30 Familien geteilt sind, unterscheiden sich diese Tiere durch das auffällige Merkmal ihres gewaltigen Gewichts sowie durch ihren Schwanz, der im Gegensatz zu dem der meisten Arten kürzer ist als der Körper. Einzelne Tiere wogen bis zu drei Zentner; ihre Bewegungen sind daher auch entsprechend schwerfällig. Bisher waren als größte Eidechsen nur die in der Neuen Welt vorkommenden eßbaren Ameividen (Teju-Eidechsen) bekannt, die nachweislich eine Größe von zwei Meter erlangen.



Rätsel-Ecke



Geographisches Kamm-Rätsel.

A	A	A	A	A	A	B	C	E
E		L		N		R		S
I		L		N		R		T
J		L		N		R		U
K		M		O		S		Y
L		N		O		S		Y

Die Buchstaben in obenstehender Figur sind so anzuordnen, daß die wagerechte Reihe einen hohen Berg in Europa, die senkrechten Reihen aber einen Fluß in Australien, einen See in Afrika, eine Stadt in Europa, eine amerikanische Halbinsel und eine asiatische Insel namhaft machen.

*

Rätsel.

Die erste Silbe ist ein Tier,
Die zweit und dritte ist ein Knabe,
Vor'm Ganzen schließe deine Tür,
Denn es beraubt dich deiner Habe.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Renate Link

Woher stammt diese Dame, die ihren Geburtsort nicht angeben will? (Man verstelle die Buchstaben, bis man eine Stadt in der Schweiz gefunden hat).

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 86.

Scherz-Rätsel: Er verkehrt in allen Kreisen.

Viereck-Rätsel:

S	P	E	R	L	I	N	G
S	C	H	A	T	T	E	N
L	O	H	M	E	Y	E	R
B	O	R	N	H	O	L	M
S	C	H	W	E	D	E	N
M	A	R	Z	I	P	A	N
S	C	H	N	E	P	F	E
H	I	M	B	E	E	R	E

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.